

1)

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Czechischen.

I.

Im Jahre 1881 trat in der Nepowitzer Zuckersabrik, da bis Mitte September alles zum Beginn der Kampagne vorbereitet werden sollte, bereits Anfang August die Nothwendigkeit der Sonntagsarbeit ein. Es war daher kein Wunder, daß am Tage Mariä Himmelfahrt von innen wuchtige Hammerschläge ins Freie drangen, und vier Schlosser in gewachsenen blauen Blousen und ein Tagelöhner in der Nähe der Werkstätte fleißig hantieren mußten. Außer diesen war in der Fabrik nur noch der Oberheizer Springer anwesend; doch der arme Teufel steckte weit hinten im Melasseräum, wo er in diesen schönen Sommertagen den kleinen Kessel auf konstant 35 Grad Reaumur heizen mußte. Aber manchmal kam er doch auf einen Sprung zu den Schlossern, denn einem allein war es dort in der Gluth und in der Sirupausdünstung verteuft ungemüthlich, auch wenn man von Zeit zu Zeit zur Erquickung an die frische Luft tritt, den blauen Himmel, die strahlende Sonne und die reglos gespannten Schwingen der segelnden Schwalbe sieht. Man muß, um nicht am Leben zu verzagen, auch andere Menschen an so einem Feiertag schufeln sehen. Und selbst dann noch ist man dem widrigen Geschick nicht sonderlich grün.

Es ging an die siebente Morgenstunde. Von den Beamten war noch niemand zur Stelle, denn an Sonn- und Feiertagen pflegen die Herren zu so früher Zeit noch mit süßem Behagen der Ruhe im Halbschlummer; bloß der Maschinist Sturma sah ab und zu nach seinen Knappen. Auch ihm ging dieses Fackeln vor der Kampagne wider den Strich; übrigens mußte er, daß er sich auf seine Leute verlassen konnte. Waren aber auch tüchtige Jungens! Stattlich, hurtig, eine Freude, sie anzuschauen, wie sie rumorten. Und dabei voller Scherz, pfliffig, munter, fidel; seitdem Wenzel Grabil aus Prag da war — vor nicht ganz zwei Monaten war er heimgekehrt —, gab's ein ganz neues Leben bei ihnen. Der hatte zwei Jahre in einer Prager Maschinenfabrik gearbeitet, vordem auch in Prag drei Jahre bei der Artillerie gedient, er war schlank und hoch wie eine Tanne gewachsen, hatte gelocktes braunes Haar, feurige schwarze Augen, einen hübschen, wohlgepflegten Schnurrbart und einen selbstbewußten, ja einigermaßen stolz verwegenen Gesichtsausdruck. Ein anstelliger junger Schlosser hat in der Fabrik hübschen Verdienst, er kann sich anständig tragen und bei jeder Musil aufspielen lassen, und wenn er obendrein noch sauber ist, dann kriegt er an jedem Finger Eine, wenn nicht mehr. Es war also verständlich, wenn Wenzel's Kameraden glaubten, er habe in Prag so manches erlebt. Ueberdies erzählte Grabil alle seine Abenteuer in einem so überzeugenden Tone, daß er jeden Zweifel von vornherein besiegte und ausschließlich Bewunderung erweckte.

So war er auch heute seit fünf Uhr früh am Schraubstock mit dem Feilen von allerhand Zubehör zu Ventilen beschäftigt, überaus redselig. Nicht weit von ihm auf einer Leiter stand der Schlosser Kucharz und schraubte Rohre zusammen, der Schlosser Hurych schlug in ein abseits gelegenes Reservoir eine runde Oeffnung, und der Schlosser Nebeda, der bei der Bohrmaschine stand, bohrte Schraubenlöcher in Eisenblech. Der Tagelöhner Spurny drehte das Rad.

„In Prag sollte man heut sein, das wär' ein Leben am Nachmittag,“ begann Grabil nach längerer Pause. „Da geht man nach Nusle oder nach Brschowitz und tanzt sein die ganze Nacht. Voriges Jahr um diese Zeit hatt' ich ein Mäd'el — Bruder, ich sag weiter nichts. Die hat tanzen können, daß einem alles andere Wurst war.“

„Auch Veruna . . . was?“ meinte Nebeda.
„Na, die hatt' mir grad' Sorgen gemacht! Daß die mir nicht davonrennt und auf mich wartet, hab' ich ja gewußt.“
„Wer weiß, wenn die es hier so getrieben hatt' wie Du in Prag, ob's Dir recht wär'?“ Hurych, was meinst Du?“

Hurych, der Bruder der besprochenen Veruna, setzte auf diese Ansprache hin den Hammer ab.

„Ah was! Er macht ja nur Spaß. Ich mein', wenn's ihn nicht zur Veruna hingezogen hätt', er wär' noch geblieben. Kommt' ja bis heut' in Prag das Leben genießen.“ Und er begann wieder zu klopfen.

„Ich hab's eben bis d a h e r gehabt,“ meinte Grabil selbstbewußt. „Was ich ihnen die Köpfe verdreht hab', war schon nimmer schön.“

„Und Dir hat keine den Kopf verdreht?“ fragte von seiner Höhe Kucharz.

„Mir? . . . Nein.“

„Haben Sie gehört, Hurych? Am End' nimmt er auch Ihre Schwester nur wegen der Hütte.“

„Ueber die red' ich überhaupt jetzt nicht. Mit Veruna bin ich aufgewachsen, das ist was andres!“ wehrte sich Wenzel gereizt.

„Also giebt's doch eine, die's Dir angethan hat?“

„Mir keine, also auch Veruna nicht. Deshalb kann ich sie aber doch gern haben.“

„Hat's Dir keine angethan, dann wird's noch kommen. Mer! Dir das!“ meinte Kucharz.

„Ueber wen, meinst Du, wird's kommen? Ueber mich? — Da irrst Du.“

Grabil sagte es ruhig und nahm wieder die Feile zur Hand, als wollte er einen ganz und gar müßigen Streit beenden.

„Brauchst Dich nicht so aufzublasen,“ spottete Kucharz. „Was ich gesagt hab', drauf nehm' ich Gift. Das ist keine Liebe zu einem Mäd'el, wenn man sich anderwärts amüßirt und daheim noch Dummheiten macht. Das, mein' ich, hat Veruna von Dir nicht verdient.“

„Möcht' aber wissen, wie Du dazu kommst. Sie red't nicht, ihr ist's recht, und Du willst mich vielleicht ausfragen? Geh! Dich die Sach' was an?“

Kucharz antwortete nicht. Er zog oben die Schraube mit dem Schlüssel so heftig an, daß er das Gewinde überdrehte, und die Mutter klirrend zu Boden fiel.

„Wenn's einen angeht, dann Hurych. Und der red't nichts,“ begann Grabil von neuem. „Nimm Dir ein Beispiel an ihm.“

Kucharz besorgte den Rath. Er schwieg, warf nur einen zornigen Seitenblick auf Grabil. Doch das beachtete niemand.

Nach einer Weile, als wäre nichts vorgefallen, kam Grabil wieder auf das Mäd'el zurück, das so tanzen konnte, daß einem alles übrige Wurst war. Keiner störte ihn auch nur mit einem Wort, nur das Lachen der Kameraden ertönte mehrmals während der Erzählung.

„Und wie seid Ihr auseinander gekommen?“ fragte plötzlich Nebeda.

„Wie denn? Kam halt 'ne andre, war auch nicht von Papp.“

„Was meinte die erste dazu?“

„Erst hat sie geschrien, dann gebeten, gedroht, gemeint . . . pah, Weiberthränen! Das konnt' sie doch wissen, sie wird nicht die letzte sein . . . Dem Herrn Ingenieur hat sie aufgepaßt, sollt' mir um Gotteswillen zureden, und die Mutter ist zu ihm, und Gott weiß, was die noch alles getrieben haben.“

„Und der Ingenieur?“

„S geht mich nichts an, hat er ihnen gesagt. Wenn sie ein Recht auf mich haben, sag' er, dann sollen sie mich hindern. Dann ist er zu mir gekommen und hat gelacht und gesagt, die hast Du ganz verrückt gemacht.“

„Und nicht zugeredet?“

„Ist ihm nicht eingefallen. Lustige Bursche hat er leiden mögen und meint' nur, bei einem Frauenzimmer geht die Lieb' mit den Thränen über Nacht und kommt eine neue. Hat aus Erfahrung gesprochen. So ein gemeines Mäd'el, so ein armer Teufel! Wollt' halt einen Schlosser haben, das ist's, den kriegt man nicht alle Tage.“

„Und sagen wir jetzt, sie grämt sich doch, oder nimmt sich am Ende das Leben, wir haben ja Beispiele an hintergangenen Mäd'eln,“ meldete Kucharz sich wieder zum Worte.

„Kommt auch vor, aber ein Unsinn ist's. Daß ich nicht lach', wie der Dolechal da drüben vom Kessel sich wegen eines Mädels aufhenkt, und just vor ihren Fenstern am Birnbaum.“

„Hat die aber nicht gelacht! Gehst noch heut herum als wie ein krankes Huhn.“

„Desto mehr zeigen auf sie die Leut'.“

„Und wenn sich Deinetwegen ein Mädchen was anthät'?“

„Dann sag' ich, sie ist verrückt, und denk' nicht weiter dran.“

„Und wenn umgekehrt Veruna Dich abblitzen läßt und einen anderen liebt?“

Die Antwort lag Gradil nicht auf der Zunge bereit. Es fiel ihm ein, daß er vor dem Bruder der Veruna einen gewichtigen Beweis seiner Liebe liefern müsse. Eine leichtsinnige Bemerkung könnte ihm schaden, und ein Häuschen — nein, das hat nicht jede. Es fiel ihm aber kein einziges energisches Wort ein, und lange überlegen durfte er nicht.

„Veruna . . . mich abblitzen lassen? Wo denkst Du hin?“ lenkte er ab.

„Ich sag' ja nur, wenn.“

„Ich weiß, daß ich was Fürchterliches thät'. Kann sein, sie kam' mir nicht lebend aus.“

Die Schlosser lachten, selbst Hurych stimmte ein. Nur Kucharz nahm die Sache ernst.

„Meinst, Du hättest ein Recht dazu?“

„Kommst mir aber alleweil mit Deinen Ausfragereien! Daß ich mich rächen thät', das steht fest. Ich bin nicht einer, der sich verkriecht und winselt. Jawohl, rächen thät' ich mich. Dazu hätt' ich ein Recht, wenn sie mir gefällt und sie sich in wen anders verliebt.“

„So — Du hättest also das Recht, und 's Mädchen nicht?“

„Ich bin ein Mann. 's Mädchen weint sich aus, und gut ist's wieder.“

„Aber nicht jedes Mädchen.“

„Die möcht' ich kennen, die's einem vergelten wollt“, begann Gradil hochmüthig von neuem, sichtlich zufrieden mit seinen Abfertigungen. Dieser Kucharz wird ihn nicht immerfort anrempeln. Warum aber hat er's nur so scharf auf ihn? Er wird ihm die Rechtheit schon heimzahlen. Er und Kucharz — ein Mensch, der nirgends war, so ein Bauer! Er würde anders reden, hätte er fünf Jahre in Prag gelebt und die Prager Mädchen kennen gelernt. Er würde sehen, wie viel Verehrer im Jahre sich jede aufzwickt. Zwar liebt man hin und wieder in den Zeitungen, daß eine aus unglücklicher Liebe ins Wasser gegangen ist oder sich zu Tode gebrannt hat, aber das war sicher eine verrückte Uschel. Er weiß auch, daß manche sich gerächt hat, aber von tausenden ist's eine, die's zu stande brachte. Die Dummheiten würde er einem Mädchen schon austreiben.“

So raisonnirte Gradil vor den Kameraden, und nicht ein einziger wußte etwas einzuwenden. Er redete sich um alles herum und überzeugte jeden. Er lieferte heute einen neuen Beweis davon, und dabei sahen alle, besonders auch Hurych, daß er Veruna gern hatte und was er im stande wäre. Sie mußten anerkennen, das ist ein Kerl, der duckt sich nicht. Und so feilte er denn wohlgenuth weiter und fuhr fort zu erzählen, ohne daß Kucharz ihn noch ferner unterbrach. Dieser gab ein paar Triller von sich, um seine Niederlage zu verbergen.

Bald darauf stieg Gradil hinauf, um die Spillen zu probiren. Den Moment benutzte der Dreher Spurny, um seine Meinung zu äußern, denn in Gegenwart Gradil's wagte er nicht zu musen, weil er von ihm schon einige Mal, selbst wegen zutreffender und wohlmeinender Bemerkungen, zurechtgewiesen und gründlich zum Schweigen gebracht worden war. Solch rücksichtsloses Auftreten, weit entfernt, Spurny zu beleidigen, denn er war durch dieses Hundeleben schon ganz abgestumpft, erweckte im Gegentheil bei ihm Respekt vor Gradil; wenn er unter seinen Kameraden sich besand, zögerte er nicht, demselben in Worten Ausdruck zu geben.

„Nur was wahr ist, ein bißchen stolz ist der Gradil, aber er hat's im Kopf und ist nicht von heut. Den Weis-leuten gönn' ich lauter solche; sollen den Mann kennen lernen.“

„Eine Großschnauze ist er, weiter nichts!“ versetzte Kucharz mit scharfer Betonung. „Und so viel weiß ich, meine Schwester dürft' so ein Mensch nicht kriegen.“

Das war eine offenkundige Herausforderung Hurych's. Dieser legte den Hammer auf die Bank, nahm Kucharz, der auf der Leiter schwebte, aus's Korn, und ein eigenthümliches Dächeln spielte um seinen Mund.

„Möchtest halt aufheken. Wissen auch warum. Meinst, ich hätt' keine Augen? Ich hätt' nicht gesehen, wie Du selbst auf Veruna spitz'st? Du vergönnt sie dem Gradil nicht, daher der Haß.“

„Das ist nicht wahr!“ wehrte Kucharz mit erhobener Stimme ab. „Ich weiß, Veruna mag ihn gut leiden, und ich will niemand ausstechen. Aber Veruna sieht nicht, was in ihm steckt, er hat's weg, sich als lieb Kindchen aufzupielen, das kann er. Honig ist nichts dagegen, aber sonst ist nichts an ihm. Solltest, mein' ich, der Schwester einen Merks geben.“

„Was weißt Du Schlechtes über Gradil?“

„Am Ende ist das gar nichts, wie er von den Mädchen spricht? Die sind, meint er, nur eben solche Kreaturen, gut zum Tanzen und Berludern. Das wär' alles. Weiß er denn, was ein Weib ist, was ein Weib oder ein Mädchen im stande ist, zu ertragen? Hat er denn Gefühl? Kömmt' er so reden, wenn er eins hätte?“

„Woher, sag' Du mir, hast Du solche Finten?“

„Das will ich Dir sagen, woher. Mein Alter ist im Steinbruch zu Schanden geworden. Und vielleicht hab' ich Dir schon mal erzählt, wir waren unser sechs Kinder. Vier ältere Mädchen und ich und ein Bruder. Und die Mutter hat allen zu essen gegeben, auch dem Krüppel von Vater. Die älteste Schwester, ein Mädchen von kaum sechzehn, bildsauber, raderte mit ihr von Morgen bis Abend, mich hat sie aufgezogen und den Bruder, und wir waren gewohnt, sie für mehr zu achten als für unsere Schwester. Nun hat sie heirathen sollen, da ins Nachbardorf hinein, sie mochte ihn leiden, aber weil wir anderen noch klein waren, blieb sie daheim und half der Mutter beim Durchretten. Und wie dann die zweitälteste Schwester sie schon hat erzehen können, ließ sie lieber diese heirathen und entsagte ihrem Liebsten zum zweiten Male. Und niemand, nur ich einmal zufällig, sah sie weinen. Sie war ein einfaches Mädchen, so eines, daß Gradil sie vielleicht garnicht angeschaut hätt', daß er von ihr höchstens gesagt hätt', auch so eine Nothen, aber ich hab' sie geschätzt, kann sein mehr als die Mutter. Und die Schwestern sind ihr nachgerathen. Und da kommt so ein Prager Fruchtel daher und denkt sich was über die Dorfmadeln, daß sie kein Gefühl haben, weil er keins hat, daß sie dem Mann nur darum anhängen, weil sie geheirathet werden und es besser haben wollen als im ledigen Stand, erhebt sich über sie, wie wenn sie tief unter ihm wären, redet so daher, daß es kein Verschulden ist, eine zu benötigen und dann sitzen zu lassen, er hat ein Recht dazu, er, der im ganzen Leib nicht so viel Ehr' hat, was sie im kleinen Finger! Und Euch blenden seine Worte, seine Manieren, und Ihr seid auf seiner Seite, weil er Euch vielleicht mal im Wirthshaus freihält. Und wenn man ihm reinen Wein einschänkt, meint Hurych da, ich wär' gegen ihn aus Eifersucht. Wahrhaftig, fällt mir nicht ein. Aber leid thut mir Veruna.“

Nach diesen Worten, wiewohl sie ihre Wirkung gewiß nicht verfehlt hatten, sprach lange niemand. Zu manchem kochte es bei den Beschuldigungen, die Kucharz vorbrachte. Sie fühlten jedoch deren Wahrheit, und bewußt gegen die Wahrheit aufzutreten, das trifft nur ein verdorbener Haderlump. Verdorben aber war niemand von ihnen.

Erst nach einer Weile ließ Hurych sich vernehmen.

„Du siehst alles viel zu schwarz. Gradil wird wohl' mehr schwefeln, als was wirklich dran ist. Er ist im ganzen eine gute Haut und hat ein Gefühl im Herzen, denn was sonst hätt' ihn zur Veruna zurückgeführt?“

„Stimmt“, bemerkte Nesbeda. „Kucharz ist gereizt, er meint, Gradil hätt' vielleicht auf seine Schwestern angespielt.“

„Nein, mein Freund, nicht deshalb. Möcht' ihm auch nicht gerathen haben. Uebrigens sind sie, die Älteste ausgenommen, verheirathet. Ich hab' geredet, so wie ich's meine. Und hab' ich Unrecht gethan, um so besser für Veruna.“

„Aber zugeben wirst Du, es war doch ein Tropfen Eifersucht dabei“, sagte Hurych und lachte beschwichtigend.

„Nein, lieber Kamerad! 's ist nur der Umstand, ich möcht' nicht, daß Veruna ins Unglück kommt. Wär' ich eifersüchtig, thät ich ihr vielleicht direkt abrathen von Gradil, so magst aber versichert sein, sie kriegt von mir kein Wort zu hören, selbst wenn sie mich ausfragt.“

Da kam schon, ein Liedchen trällernd, Gradil zurück; bald darauf öffnete sich die Thür, und den Korb am Arm, trat Veruna ein und, ihr folgend, Bieta, Kucharz' älteste Schwester, beide mit dem Frühstück für ihre Brüder.

Veruna besand sich heute das erste Mal in der Fabriin. Bis jezt hatte noch immer die Mutter, später die Schwägerl.

das Essen für Gurch gebracht. Ausdrücklich verbat sich dieser eine solche Gefälligkeit von Veruna. Jetzt aber war Wenzel hier, und der Bruder sowohl wie die Mutter willigten ein, daß sie zu Zeiten komme, um ihren Auserwählten mit ein paar Worten zu begrüßen. War ihr aber auch anzusehen, ihre liebe Brautpflicht! Das neue seidene Kopftuch glänzte, die steifen Kittel rauschten, und um den Hals an einem schwarzen Sammtband hing ihr kleines funkelndes Goldkreuz. Die Wangen eine einzige Gluth, die großen blauen Augen voll Schimmer, der Mund nicht im Stande, ein Lachen zu verbergen, und unter dem rothen Nieder ein wogender Busen. Es war eine von Gesundheit und Kraft strotzende Erscheinung, der tiefe Blick der strahlenden Augen machte einen förmlich stutzen, und man mochte unwillkürlich denken, so ein Blick stünde eher einem mehr zarten und träumischen Wesen an als der schlanken Gestalt dieses Mädchens.

Im Nu hatte Wenzel sich an sie herangemacht, er schüttelte ihr lachend die Hand, während Gurch dem Korb einen Topf Kaffee und Brot entnahm. Vieta setzte sich etwas weiter weg, neben ihrem Bruder auf die Bank, und kam auf irgend eine Geschichte zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck untersagt.)

Die Andvaer-Scharbe.*

Von Jonas Lie.

Draußen vor Andvaer (Eutenwehr) liegt eine Vogelfinsel, an der niemand anlegen kann, wenn das Meer auch noch so ruhig ist. Solch eine Brandung bildet um sie der Wogengang.

An schönen Sommertagen glänzt es durch den Seerauch, als läge dort ein großer, goldener Ring. Und seit alter Zeit haben die Leute gemeint, dort fände sich ein Schatz von einer Art Seeräuberhülle her.

Im Sonnenuntergang steigt dort bisweilen ein Fahrzeug mit Hinterlasten empor und blinkt mit einer altmodisch hohen Gallerie. Es liegt wie in hartem Wetter und gräbt sich hinab in die schwere, weißschäumende Brandung.

Auf dem Riff entlang sitzen die Scharben in schwarzen Reihen und spähen nach dem Koffisch.

Aber es gab eine Zeit, da sich immer eine ganz bestimmte Zahl darauf fand. Es wurden niemals mehr oder weniger als zwölf, und auf einem Stein draussen saß die dreizehnte im Seerauch, sodas man sie nicht sah, außer jedesmal, wenn sie sich emporschwang und davonflog.

Die einzigen, die außerhalb der Fischzeit, im Winter, auf dem Behr wohnten, waren eine Frau und ein Mädchen im Backfischalter.

Ihren Lebensunterhalt verdienten sie damit, daß sie die Fisch-trockengestelle vor Raubvögeln und Raben bewachten, die so böse waren, die Stricke entzweizuhacken.

Das Mädchen hatte dichtes, kohlschwarzes Haar und ein paar Augen, die die Leute so wunderbar anguckten, daß man fast hätte sagen können, sie ähnelte den Scharben da draussen.

Und viel anderes hatte sie auch nicht zu sehen bekommen. Denn wer ihr Vater wäre, wußte niemand.

So lebten sie, bis das Mädchen erwachsen war.

Da geschah es, daß die jungen Bursche im Sommer, wenn die Nachten zum Behr hinaus müßten, getrocknete Fische holen, einander zu unterbieten begannen, um dort hinausfahren zu können.

Einige verzichteten sogar sowohl auf Antheil als auf Feuer, und es wurde in den Dörfern über Aufhebung von Verlobungen geklagt.

Die Ursache hierfür war aber das Mädchen dort draussen mit den sonderbaren Augen.

So schlecht sie gekleidet und so wenig sauber sie war, hatte sie eine Art und Weise, daß diejenigen, mit denen sie plauderte, in eine Verückung geriethen und meinten, sie könnten ohne sie nicht mehr leben.

Im ersten Winter freite um sie ein Bursche, der Hof und Seebot besaß.

„Wenn Du zur Sommerszeit wiederkommst und mir den rechten Goldring giebst, will ich mich mit Dir verloben,“ sagte sie, „so daß wohl etwas daraus werden kann.“

Und wer zum Sommer wiederkam, das war der Bursche. Er hatte viel Fische zu holen. Und den Goldring konnte sie so schwer und echt haben, als sie nur wollte.

„Der, den ich haben will, liegt unter dem Henkel des eisernen Kastens draussen auf der Vogelfinsel,“ sagte sie. „Es fragt sich, ob Du mich so lieb hast, daß Du ihn zu holen wagst.“

Aber da erblickte der Bursche.

Er sah, wie der Meeresrand gleich einer weißen Schaumwand dort draussen an dem klaren, warmen Sommertag sank und stieg. Und auf den Klippen saßen die Scharben und schliefen in der Sonne.

„Sehr liebe ich Dich,“ sagte er, „aber das würde eine Leichenfahrt und keine Hochzeit.“

Und in diesem Augenblick erhob sich die dreizehnte Scharbe von dem Stein im Gisch und flog davon.

Im nächsten Winter freite der Steuermann einer Yacht. Er war seit zwei Jahren um ihretwillen unglücklich umhergegangen.

Und er bekam denselben Bescheid.

„Kommst Du wieder zur Sommerszeit und giebst mir den rechten Goldring, will ich mich mit Dir verloben, sodas wohl etwas daraus werden kann.“

Um die Johanniszeit kam er wieder zur Behre hinaus.

Als er aber hörte, wo der Goldring lag, saß er und weinte den ganzen Tag und Abend, bis die Sonne nordwestlich im Meer zu tanzen begann.

Da erhob sich die Scharbe und flog davon.

Im dritten Winter gab es ein furchtbares Unwetter.

Da kenterten viele. Und auf einer Bootwölbung, die angetrieben wurde, hing ein ohnmächtiger, junger Bursche an seinem Messerriemen.

Aber man konnte kein Leben in ihn bringen, was sie auch mit ihm anstellten und wie sie ihn drinnen im Boothaufe rieben.

Da kam das Mädchen hinzu.

„Das ist mein Bräutigam,“ sagte sie.

Und sie nahm ihn in ihren Schooß und saß die ganze Nacht und wärmte ihm das Herz.

Als der Morgen kam, schlug es.

„Mir war es, als saß ich zwischen den Schwingen einer Scharbe und hielt den Kopf an ihrer Daunenbrust,“ sagte er.

Der Bursche war blond und hübsch, mit gekräuseltem Haar, und er konnte seine Augen von dem Mädchen nicht losreißen.

Er nahm Arbeit auf dem Behr.

Aber er mußte zu ihr hin und mit ihr plaudern, wenn es auch noch so früh oder noch so spät war.

Da erging es ihm, wie den andern.

Er meinte, er könne ohne sie nicht leben. Und an dem Tage, da er abfahren sollte, freite er um sie.

„Dich will ich nicht zum Narren halten,“ sagte sie. „Du hast an meiner Brust gelegen, und könnte ich Dir das Leid ersparen, gäbe ich gern mein Leben hin.“

Bekommen kannst Du mich, wenn Du den Verlobungsring an meinen Finger steckst. Aber mich behalten darfst Du nicht länger, als der Tag währt.

Und ich will warten und nach Dir mit Grauen hangen, bis der Sommer kommt.“

Am Johanni kam der Bursche allein in seinem Boote dort hinaus. Und da erzählte sie von dem Ringe, den er draussen auf der Klippe holen mußte.

„Gast Du mich von der Bootwölbung aufgenommen, kannst Du mich auch wieder dort draussen hinlegen,“ sagte der Bursche. „Ohne Dich kann ich nicht leben.“

Als er aber die Ruder ergriff, um hinauszurudern, flog sie zu ihm in das Boot hinein und setzte sich auf die Hinterbank. Sie war so bleich und sonderbar.

Es war schönes Sommerwetter und das Meer ging in langem, blankem Wogenzuge.

Der Bursche saß nur und sah sie an und ruderte ganz hinaus, bis dort, wo die Brandung um die Klippe donnerte und prasselte, und die mächtigen Sturzwellen und der Schaumgisch thurmhoch emporprickten.

„Ist Dir Dein Leben lieb, so lehre Du nun um“, sagte sie.

„Dich habe ich lieber, als das Leben,“ antwortete er.

Als aber der Bursche meinte, der Vordersteven bohrt sich hinab, und der Tod gähnte ihm entgegen, wurde es plötzlich blinkend still, so daß das Boot anlegen konnte, ohne daß sich ein Wellchen erhob.

Auf der Klippe lag ein alter, verrosteter Schiffsanker halb aus der See hinauf.

„In dem eisernen Kasten, der unter dem Anker liegt, befindet sich meine Mitgift,“ sagte sie. „Trage ihn in Dein Boot. Und stecke den Ring, den Du siehst, an meinen Finger. Dadurch verlobst Du Dich mit mir.“

Dann bin ich Dein, bis die Sonne heut' Nacht nordwestlich draussen im Meere tanzt.“

Es war ein goldener Ring mit einem rothen Steine, und er steckte ihn an ihren Finger und küßte sie.

Auf der Klippe in einer Spalte war ein grüner Rasenfleck.

Dort setzten sie sich. Und sie wurden in einer Weise bedient, die er nicht begriff und über die er auch nicht nachsinnen mochte vor übergroßer Freude.

„Der Johannisstag ist schön,“ sagte sie, „und ich bin jung, und Du bist mein Bräutigam. Und nun gehen wir in unser Brautbett.“

Als die Sonne draussen im Meer gegen Nacht zu tanzen begann, küßte sie ihn und vergoß Thränen.

„Der Sommertag ist schön,“ sagte sie; „und der Abend ist noch schöner. Aber nun dümmert es.“

Ihm war es mit einem Male, als würde sie älter und älter und schwand gleichsam dahin.

Als die Sonne am Meeresrande unterging, lag nur ein Häuflein zerfallenes Linnen vor ihm auf der Klippe.

Still war die See und in der lichten Johannisnacht flogen zwölf Scharben hinaus auf das Meer. . .

*) Aus: „Nordische Meisternovellen“. Berlin. Schuster u. Loeffler. Der nordische Johannisstag entspricht unserer deutschen Walpurgisnacht, es ist der Tag, an dem alle Unholde los sind.

Kleines Feuilleton.

— **Vosheiten.** (Aus: Aphorismen. Gedanken und Meinungen von Emanuel Wertheimer. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Mer den Gesprächen Vorübergehender lauscht, hört zwei Worte am häufigsten: „Ich“ und „Geld“.

Wie stolz wären die Menschen erst, wüßten sie, wie tief sie kränken können.

Im Testament giebt selbst der Geizhals so viel wie er kann.

Der Stolz ist der Mensch? . . . Giebt es so wenig gute Menschen?

Spott ist Selbstlob.

Origineller Unsinn findet immer seine enthusiastischen Apostel: Dummköpfe, denen es schmeichelt, das zu verstehen, was Kluge nicht verstehen.

Die Geschmacklosigkeit hat sich zu allen Zeiten den Begriff des Modernen beigelegt; im wesentlichen giebt es aber ebensowenig eine moderne Kunst, wie eine moderne Natur.

Manches Talent geht verloren, weil es aus dem Staunen über sich nicht herauskommen kann.

Literarisches.

— Einen Wandkalender auf das Jahr 1897, der sich sowohl durch Eigenartigkeit des Entwurfs, wie durch vortreffliche technische Ausführung auszeichnet, versandte der Berliner Buchdruckereibesitzer Otto v. Holten an seine Geschäftsfreunde und an die Presse. Das Figurenmateriale der interessanten Arbeit ist einem mittelalterlichen Kalendarium entnommen, von dem der Prof. Ad. M. Hilbrandt in Berlin eine genaue Kopie besitzt.

— „Sophia“. Tausend Rezepte für Küche und Haus, Gesundheits- und Körperpflege. Berlin 1897. Verlag von Franz Vipperheide. Ein nicht ganz unbeträchtlicher Theil vom Inhalt des handlichen und geschmackvollen Büchleins dürfte für unsere Leserinnen nur einen problematischen Werth haben, da sie kaum in die Lage kommen werden, ihre Gatten z. B. mit Ananas-Creme in Marzipan-Croustade zu ergötzen. Mit gutem Nutzen sind aber außer manchen gewöhnlicheren Küchenrezepten die in den Abschnitten „Haus“ und „Gesundheits- und Körperpflege“ gegebenen Rathschläge anzuwenden. Für alle möglichen Fälle finden sich da Kunststrettheilungen. —

— Die „Leichenkammer“ des Théâtre Français ist um die Jahreswende wieder einmal geräumt worden. Bei der ersten Bühne Frankreichs laufen alljährlich eine große Menge Theaterstücke ein. Wird nun eines dieser Stücke vom Lesecomitee zurückgewiesen, so erhält der Verfasser ein Schreiben, in dem er höflich aufgefordert wird, sein Manuscript wieder abzuholen. Von zehn Autoren holen aber neun ihre Arbeiten nicht wieder ab. Zuerst bewahrte man die zurückgewiesenen Stücke in dem Bibliothekzimmer des Theaters auf. Im Laufe der Jahre schwoll die Zahl dieser Manuscripte so hoch, daß man ihnen ein besonderes Zimmer, die sogenannte „Leichenkammer“, einräumen mußte. Jetzt scheint auch diese zu klein geworden zu sein. Vor einiger Zeit machte die Direktion des Theaters bekannt: Die Manuscripte, die bis zu dem und dem Tage nicht abgeholt sind, werden verbrannt. — Wie viel Arbeit und Mühe, Schweiß und Gehirnschmalz ist da in Rauch aufgegangen! —

Geographisches.

— **Kannten die alten Chinesen Amerika?** Seit früher Zeit, seit der Dynastie der Kaiser aus dem Hause „Tsi“, wird in der chinesischen Literatur ein Land „Fu-Sang“ genannt, von dem man bisher nur wußte, daß es östlich vom asiatischen Festlande liegen sollte. In neuerer Zeit hat ein französischer Forscher die Ansicht geäußert, dieses Fu-Sang sei eine Bezeichnung für Amerika gewesen, so daß also die Chinesen bereits viele Jahre vor uns den neuen Welttheil gekannt hätten. Kürzlich nun ist dieser Ansicht von berufener Seite widerprochen worden. Gustav Schlegel, Professor der chinesischen Sprache in Leiden, hat die chinesischen Texte und auch eine chinesische Karte des Ostmeeres untersucht und danach festgestellt, daß das Land Fu-Sang westlich vom Kuro-Schivo, dem großen warmen Meeresströme, welcher von der Ostküste von Japan nach Kalifornien hin verläuft, gelegen war. Danach ist es unmöglich, daß das Land eine Bezeichnung für Amerika gewesen sein sollte. Auch Cordier, einer der ersten Kenner der alten chinesischen Geographie, hat sich der Ansicht Schlegel's angeschlossen. Trotzdem wird keineswegs bestritten, daß die Chinesen eine Kenntnis von der Existenz Amerika's thatsächlich besitzen haben, es wäre auch eigentlich nur wunderbar, wenn das anders wäre, da die äquatorialen Meeresströmungen heute alljährlich chinesische Schiffe an die Westküste Amerika's treiben. Auch finden sich unter den amerikanischen Völkern zahlreiche Spuren, welche auf eine chinesische Verührung schließen lassen. Der Zeitpunkt der ersten Entdeckung Amerika's durch eines der Völker der alten Welt rückt also immer weiter in das Alterthum zurück und läßt sich gegenwärtig noch nicht bestimmen.

Naturwissenschaftliches.

— Die Arbeit eines Blitzstrahles kann in der Weise gemessen werden, daß man bestimmt, eine wie große Menge Eisen

von dem Blitz geschmolzen werden kann. Danach entspricht die von einem Blitz geleistete Arbeit durchschnittlich 7000 Pferdekraften in einer Sekunde.

— **Wie entstand das Petroleum?** Auf diese Frage sind schon die verschiedensten Antworten erfolgt. Diejenige, welche den meisten Anklang gefunden, besagt, daß die großen Erdölvorräthe an verschiedenen Stellen der Erde nicht, wie die Braun- und Steinkohle, pflanzlichen, sondern thierischen Ursprungs sind. Aus irgend einem Grunde starben große Mengen von Säugethieren, Vögeln und namentlich Fischen in einer ziemlich abgegrenzten Meeresbucht, und im Laufe der Jahrhunderte bildeten sich aus dem Seewasser und den in den verwesenden Thierleibern vorhandenen großen Kohlenmengen jene Kohlenwasserstoffe, die wir heute als Naphta, Erdöl, auch als Naturgas kennen. Unklar war bis jetzt, welche Ursache dieses massenhafte Absterben der Meeresbewohner herbeiführen konnte. Eine neuere Beobachtung scheint auch hierüber Licht zu verschaffen. Am Kaspiischen Meer befindet sich der Karabugasbusen, der, früher eine Art Binnensee bildend, erst jetzt wieder durch einen schmalen Kanal mit dem Kaspiischen Meer direkt verbunden ist. Früher nun hatte der Binnensee weder Zu- noch Abfluß, und da das nie erneuerte Wasser beständig verdunstete, so wurde es schließlich sozusagen zu einer Salzlauge eingedickt, und die Thiere, die jetzt durch die inzwischen entstandene natürliche Verbindung aus dem Kaspiischen Meer in den Karabugasbusen gelangen, müssen in dessen übermäßig salzhaltigem Wasser sterben, sie sinken zu Boden, und hier bildet sich ein neues Petroleumlager der Zukunft. Wahrscheinlich ist es, daß auch die jetzigen Erdölstellen in gleicher Weise entstanden sind, indem Meereslagunen durch Verdunstung des Wassers sehr salzhaltig wurden, wodurch, wenn das nagende Meer sich einen Weg zu ihnen gebahnt hatte, die mit dem Meer hereintommenden Thiere vergiftet wurden. —

Humoristisches.

— **Der Bürgermeister auf der „Schau“.** Ein reichstädtisches Blatt erzählt: Der Ziegenbockhalter der Gemeinde K . . . sah sich genöthigt, den dringenden Wunsch zahlreicher Ziegenbesitzer zu erfüllen, sich einen neuen Bock anzuschaffen. Ein wahres Prachtstück in seiner Art war es, das er nun kaufte. Jedermann wollte ihn sehen, was dem Besizer viel Zeit und Umstände machte. Er fiel daher auf den Augen Gedanken, den schönen Bock auf die „Schau“ zu führen. Auf ein großes Papier setzte er nun in möglichst großen Buchstaben folgendes: „Zuwissen allen Bürgern unserer Gemain, mein Bock will sich den Leuten zeigen, und wird gehn durch die Straß morgen neun Uhr. Zuwissen er ist ein löblich Stückvieh, soll ihn niemand anrühren oder hegen.“ Stolz ob seiner Fertigkeit im Schreiben, trägt unser Bauer den Zettel, nachdem er ihn auf der Rückseite tüchtig mit Leim bestrichen, zum Wirth, an dessen Haus derselbe angeklebt werden sollte, und läßt sich einen Schoppen geben, um sich von seiner Arbeit zu erholen. Das Papier legt er inzwischen sein säuberlich auf die Bank. Kaum hatte er dies gethan, da sieht er den Herrn Bürgermeister herbeikommen, mit dem er auf Kriegsfuß steht. Flugs packt er seinen Schoppen und flüchtet damit in die Hinterstube. Der Herr Bürgermeister tritt gravitatisch ein, läßt sich ohne weiteres auf die Bank nieder und verlangt ein Gläschen „Rothen“. Ueber dem „Rothen“ diskutirt er eifrig über die Kreistagswahlen, die nicht nach seinem Geschmack ausgefallen sind. Endlich erhebt er sich, merkt aber nicht, daß auf seiner Hinterfassade das mit so vieler Mühe fabrizirte Plakat prangt. Feierlich schreitet er seiner Wohnung zu, die am andern Ende des Dorfes liegt, vorbei an dem tief grüßenden Gemeinbediener. Die Leute bleiben Topfschüttelnd stehen, eine Anzahl Jungen treiben sich nahe hinter dem Gemeinde-Oberhaupt her und studiren den Zettel. Beim Eintritt in die Stube erst wird die Frau Bürgermeister den schmählichen Fleck gewahr. „O Jesses, Güstel, wie kunnst du denn di dohare!“ Nicht allzu zärtlich wird der Gemeinbediener angefahren: „Warum haben Sie den Zettel mir nicht abgenommen, Sie . . .“ — „Ja“, erwiderte dieser erschrocken: „Es stand ja darauf: Niemand soll ihn anrühren oder hegen.“ —

— **Von einem Bayer, der Salz und Brot aß,** damit ihm der Trunk schmecken sollte, erzählt Jörg Widram's im Jahre 1555 zum ersten Mal gedrucktes „Kollwagenbüchlein“: Einmal fuhr ein mächtig Schiff auf dem Meer, mit großem Gut und Kaufmannschaft beladen. Es begab sich, daß ein großer Anfall und Sturm an sie kam, also daß sich männiglich gefast machte, zu sterben und zu ertrinken. Auf dem Schiff war ein grober Bayer; als er von allen hörte, daß sie sich darauf gefast gemacht, zu versinken und zu ertrinken, ging er über seinen ledernen Sack, nahm daraus eine gute, große Schnitte Brot, rieb ein gut Theil Salz darauf, hub an und aß das ganz gemüthlich in sich hinein, indem er andere Leute beten ließ und Gott und seine Heiligen anrufen. Als nun zuletzt der Sturm verging und alles Volk auf dem Schiff wieder zur Ruhe kam, fragten sie den Bayer, was er mit seiner Weise gemeint hätte. Der gute Bayer gab auf ihre Fragen Antwort und sagte: „Dieweil ich von Euch allen hörte, wie wir untergehen und gar extrinken sollten, aß ich Salz und Brot, damit mir ein solcher großer Trunk auch schmecken möchte.“ —